

Mittelhochdeutsch in höheren Mädchenschulen.

Pädagogisch-didaktische Aphorismen.

Von allen Lehrobjecten unserer höheren Unterrichtsanstalten nehmen unbestritten die Sprachen die eigentliche Centralstellung ein. Der Ausgangs- und Mittelpunkt sprachlicher Ausbildung ist der Unterricht in der Muttersprache. In richtiger Würdigung ihres Werthes an und für sich und ihrer Bedeutung als vornehmstes Bildungsmittel für unsre Jugend hat man, nachdem im Laufe dieses Jahrhunderts der deutschen Sprache eine besondere, streng wissenschaftliche Pflege zu Theil geworden, und die altdutschen Studien dadurch besonders zum Range einer Wissenschaft erhoben worden waren, die aus den gelehrten Untersuchungen gewonnenen Resultate so weit als thunlich der Schule zu Gute kommen lassen. Die Pädagogik war eifrig bemüht, innerhalb der Peripherie ihres Berufskreises diese Errungenschaften allen zugänglich zu machen. Behufs nationaler Bildung trat die vaterländische Literatur in ihre Rechte ein. Mittelhochdeutsch suchte sich ebenwohl das Bürgerrecht zu erwerben, wenn auch anfänglich nur schüchtern und bescheiden. Doch nachdem dasselbe in den Gymnasien heimisch geworden, durfte es sich hier und da liebender Theilnahme in hohem Maße erfreuen. Und diese Theilnahme steigerte sich bei den Anhängern germanistischer Studien zu besonderer Verehrung.

In unsern Tagen wird der Anspruch auf Bildung mitbedingt durch Kenntniss der ersten classischen Periode unserer Nationalliteratur. Deshalb suchen wir Lehrenden die Zöglinge der höheren Lehranstalten zu nöthigen, einzutreten in den Wunderbau mittelhochdeutscher Poesie, damit ihnen die dichterische Schönheit jener Meisterwerke sich erschließe. Auch über die Schulzeit hinaus soll es Bedürfnis werden, sich mit der Lectüre dieser Geisteserzeugnisse mit Lust und Freude zu beschäftigen.

Zwar liegt die Zeit noch nicht fern, in welcher man mit Vorurtheil an diese Edelsteine deutscher Dichtung herantrat. Die „fremde, wilde Mär“ erfuhr mancherlei Anfechtung.¹⁾ Auch heute noch kann man vielfach die Begeisterung für jenen warmen Pulsschlag deutschen poetischen Lebens nicht begreifen.

Als durch Luther unsre Sprache jene Umwandlung durch die sprachumgestaltende Uebersetzung der Bibel erfuhr, wurden die alten Lieder und Sagen völlig in ein unverschuldetes Dunkel gestellt. Gewiß trugen ferner der Miß, der in Folge der Reformation durch Deutschland ging, sowie der Geist

¹⁾ Adelung erbot sich förmlich gegen diejenigen, welche in ihnen poetische Vorzüge entdecken wollten; er nennt die Gedichte „schal, weitschweifig, gedehnt, matt und unpoetisch.“ Characteristisch für jene Zeit ist ferner der auf der Bährcher Bibliothek befindliche, hinlänglich bekannte Brief Friedrichs II., worin er für das ihm dedicirte Werk dem Herausgeber mit folgenden Worten dankt: „Hochgelahrter, lieber getreuer. Ihr urtheilt, viel zu vortheilhaft, von denen Gedichten, aus dem 12., 13. und 14. Seculo, deren Druck Ihr befördert habt, und zur Bereicherung der Teutschen Sprache, so brauchbar haltet. Meiner Einsicht nach, sind solche, nicht einen Schuß Pulver, werth; und verdienen nicht aus dem Staube der Vergessenheit, gezogen zu werden. In meiner Bücher-Sammlung wenigstens, würde Ich, dergleichen elendes Zeug, nicht dulden; sondern herausschmeißen. Das Mir davon eingesandte Exemplar mag dahero sein Schicksaal, in der dortigen großen Bibliothek, abwarten.“ —

der Zeit, der auf lange vorherrschend das religiöse Interesse begünstigte, wesentlich dazu bei, sie gänzlich vergessen zu machen. Die Verwüstung des unheilvollen 30jährigen Krieges und die diesem culturzerstörenden Kriege nachfolgende Verwilderung der Sitten hinderten das freudige, frische Ausströmen des dichterischen Geistes der Nation; die Poesie welkte und kränkelte. Kein Wunder, daß die Heldenlieder im Herzen des deutschen Volkes endlich nicht mehr lebten, und die schönsten und anmuthigsten Kinder unserer Dichtkunst in einen langen, tiefen Schlaf sanken.

Doch sie sind Dornröschen gleich aus ihrem mehrhundertjährigen Schlafe erwacht und so der Vergessenheit entrissen worden. Grimm und andere „Ritter vom Geist“ haben sie vom Banne erlöst und die lieben Schlafenden dem Leben zurückgegeben. Die Auferstehung ist erfolgt, und die Verschollenen erschienen wieder, freudig begrüßt von dem gebildeten Theil unseres Volkes. Große Bewegung hat sich seitdem auf diesem Gebiet der Literatur erhoben; die Sagen von Siegfried, welche einst die gesammte deutsche Welt erfüllten und einen lebhaften Wiederhall bei den germanischen Brüdern des Nordens fanden, suchen auch heute noch besondere Anziehungskraft auf unsere liebe Jugend auszuüben. Und nicht nur auf diese. An dem warmen Frühlingshauch, der aus jenem frischgrünen Wald des Volksgefanges früherer Jahrhunderte uns entgegenwehet, an dem geistigen Duft aus jenen Blüten deutscher Dichtkunst mögen auch die Erwachsenen unter uns Spätlebenden sich erquicken. —

Zur geeigneten Unterweisung in diesen wunderbaren Schöpfungen gehört nun seitens des Lehrers eine offene Empfänglichkeit für die unvergleichlich herrliche Vergangenheit unsres Volkes, das lange Jahrhunderte hindurch die Zügel der Weltherrschaft geführt hat, Träger der Sittlichkeit und vornehmster Mitträger occidentalischer Cultur gewesen ist. Die Würdigung und das Verständnis des größten Theiles der ältern Literatur ist ferner nur möglich durch die Anerkennung des Christenthums als einer Lebensmacht, die alle Verhältnisse durchdrang, beherrschte und mit allen geistig bedeutsamen Vorkommnissen aufs innigste verwachsen war.

Ist neben diesen Voraussetzungen beim Lehrer eine liebevolle Hingabe an jene poetischen Stoffe und ein gänzlich Vertrautsein mit ihnen verbunden, daß er freudig bewegt Freude an der Väter Lied mitzutheilen vermag, dann wird auch das Interesse der Jugend geweckt werden, daß sie gerne auf diesen lieblichen Auen unsrer Poesie verweilen, sich an dem zarten Grün, den holden Blumen je länger, je mehr zu erfreuen.

Solche Erweckung thut um so mehr noth, als die Erschlaffung des poetischen Lebens in unsrer Zeit eine allgemein eingestandene Thatsache ist. Die dichterische Productivität ist stark im Erlöschen. Es können freilich nicht alle Zeiten einer Nation poetische Zeugungskraft in gleich hohem Grade besitzen. Aber leider kommt dazu eine bedenkliche Abnahme des Interesses an den überkommenen Schätzen unsrer Literatur. Wie gar anders war doch dieses in der 2. Hälfte des vorigen Jahrhunderts! Ein geschaffenes Gedicht war ein epochemachendes Ereignis. — Der Zug unsrer Zeit hingegen hat eine vorzugsweise materialistische Richtung, und die Welt der Ideale ist den meisten Zeitgenossen eine völlig fremde geworden. Die Naturwissenschaft feiert Triumphe, der moderne Weltverkehr ist erleichtert durch die titanenhafte Benutzung der Naturkräfte, aber die Augen der Menge sind gehalten von dem Zauber bequemen Erwerbes und die Herzen erfüllt von Genußsucht. Ueberall tritt uns ein rastloses Jagen nach Gold und Gut entgegen.

Die Schule, als Hüterin des geistigen Lebens, als Pflegerin idealer Güter, hat in diesen Tagen die doppelte Pflicht, den Sinn aufs Höhere zu lenken. Die Töcherschule jedoch in erster Linie. Gerade die Augen der weiblichen Jugend sollen hingelenkt werden in das Reich der Ideale. Unbefritten haben die Frauen in erziehlicher Hinsicht den größten Einfluß. In ihrer Hand liegt vornehmlich die

Erziehung der kommenden Generation. Möge es darum gestattet sein, jenes herrliche Wort Schillers auch auf die Frauen anzuwenden:

„Der Menschheit Würde ist in Eure Hand gegeben.
Bewahret sie; sie sinkt mit Euch; mit Euch wird sie sich heben.“

Die Pädagogik hat nun die wichtige Aufgabe, auf diesen Einfluß bestimmend einzuwirken, ihm die heilsame Richtung zu geben, ihn in die rechten Bahnen zu leiten.

Um bei der Jugend eine ideelle Lebensanschauung zu erziehen, suchen wir — von Religion hierbei gänzlich abgesehen — sie hineinzuführen in die edelsten Erzeugnisse vaterländischer Dichter. Unsrre Mädchen sollen empfinden den Herzschlag deutschen dichterischen Lebens, wie er voll Jugendgluth lebenskräftig war in den Tagen der Kindheit unsres Volkes. Die stolzen und kühnen Lieder der Freude an ihren mächtigen Volkskönigen, von ihrem Kampf und Streit, ihren Fahrten und Siegen, das zarte Lied von der verlassenen Gudrun Klage an dem fernen Meeresstrande um die liebe Mutter auf der einsamen Burg, überhaupt was begabte Sänger in alten Zeiten zu singen und zu sagen wußten von der Treue der Mannen bis in den Tod, lehre man. Aus diesen Stoffen schöpfe man Gesinnung und Character, Liebe für das Geschehene, Sinn für die Treue, die Dankbarkeit, die Liebe und Freude unsrer Väter. —

Bei der überreichlichen Fülle des Materiales und den eng gesteckten Grenzen dieser Arbeit können selbstredend bloß wenige Punkte hervorgehoben und diese ganz allgemein nur beleuchtet werden. Die folgenden Blätter werden sich darauf beschränken, unter Berücksichtigung der Eigenart und der Bedürfnisse der Töchterchule vorzugsweise die nationalen Tugenden hervorzuheben, welche uns aus jenem Nationalschatz hell entgegenglänzen. Für die Darlegung dieser unserm Volke ureigen, sein Leben erfüllenden und seine Erhaltung bedingenden Charactereigenschaften sind vorwiegend pädagogische Rücksichten maßgebend gewesen. Hieran werden sich einige Bemerkungen über das Epos, sowie wenige Andeutungen über mittelhochdeutsche Sprache und Auswahl des Stoffes anreihen.

Mögen andere die hier angeregte Frage einiger Beachtung werth finden und auf den weitem Ausbau unsrer Muttersprache im Interesse unsrer Schule bedacht sein; mir genügt es, einiges Material dazu herbeigeschafft zu haben. Ich habe Vorhandenes darlegen, meine Freude an jenen herrlichen Gesängen aussprechen, zu ihrem Studium anregen wollen.

Für den kundigen Leser wird es nicht weiter nöthig sein, die Quellen noch zu erwähnen, aus denen ich geschöpft.

I.

Zu den mannigfachen Schönheiten und Reizen dieser unsrer Literatur, die sie so ausnehmend anziehend macht, gehört namentlich die treffliche Schilderung weiblicher Charactere. Wir sehen eine ganze Fülle solcher Charactere scharf und bestimmt gezeichnet. In Bezug hierauf können sich die griechischen Dichter kaum mit den deutschen messen. Selbst die Dichterheroen der zweiten Blütheperiode haben solche überwältigenden Frauengestalten mit der imponirenden Hoheit einer Kriemhilde, von der stillen Größe einer Gudrun nicht zu schaffen vermocht, obgleich Göthe mit Meisterhand und wunderbar treu weibliche Charactere zu zeichnen verstand. Ich erinnere nur an Dorothea, an Eleonore in Tasso.

In jener Periode ist wohl keine Richtung, kein Verhältnis noch Zustand des weiblichen Lebens, welche nicht dort dargestellt wären. Unter der Menge ideal verklärter Frauentypen nimmt jedoch keine tieferes Interesse in Anspruch als Kriemhilde, die Jungfrau voll „Liebreiz und Anmuth“. In der strahlenden Herrlichkeit ihrer Jugend entzückt sie alle, die vielbegehrte minnigliche Maid. In fesselnder Weise schildert dies das Epos gleich im Eingang:

Str. 2. „Es wuohs in Burgonden ein schoene magedin,
daz in allen landen niht schoeners mohte sîn.
Kriemhilt was si geheizen und was ein schoene wîp.
dar umbe muosten degene vil verliesen den lîp.

Str. 3. Der minneclîchen meide triuten wol gezam
in muote küener recken: niemen was ir gram.
âne mâzen schoene sô was ir edel lîp.“

Mit dieser unvergleichlichen Schönheit verbindet sie die edelste, weibliche Tugend. Unser Epos weiß schon in der Einleitung an 3 Orten zu rühmen:

„ir vil hâhen tugenden, der si schône pflac“, u. dergl.

Im Bewußtsein innerer Reinheit weist sie die Traumdeutung der Mutter beschämt zurück:

Str. 15. „Waz saget ir mir von manne, vil liebiu muoter min?
âne recken minne wil ich immer sîn.“

Das erste Erwachen ihrer Liebe sucht sie mit jungfräulicher Schamhaftigkeit sorgfältig zu verbergen; nachdem sie aber dem Manne ihrer Liebe angetraut ist, liebt sie ihn mit aller Glut, mit der vollen Stärke ihres leidenschaftlichen Herzens, „die Knospe der Liebe entfaltet sich zu herrlicher Blüthe.“ Wie sie unverbrüchlich treu bei seinem Leben gewesen ist, so bewahrt sie auch unverbrüchliche Treue über Tod und Grab hinaus. Denn als der herrliche Held meuchlings gemordet worden, da ist ihr Leben nur der Erinnerung an ihn und der Rache für diese Bluttthat geweiht. Liebe und Haß — beide in übergroßer Stärke — sind die Pole, zwischen denen sich ihr Leben bewegt.

Wir müssen die poetische Zeugungskraft des Volkes bewundern, die solche Erscheinung erschafft. Doch die Tiefe ihrer Empfindung, der ungewöhnlich kräftige Sinn, dieses starke, deutsche Herz — stark in Liebe und Haß — sind nicht ungeschickte Uebertreibungen der Volksgesinnungen, nein, sie sind der wahre Ausdruck des gesunden, kräftigen Charakters unserer Altvordern.

Die volle Stärke des Hasses der Kriemhilde kehrt sich gegen den tüchtigen Hagen, der mit ruchloser Hand ihr Lebensglück zertreten. Mit eiserner Consequenz verfolgt sie den Gedanken der Rache; ein Sinn, ein Gedanke, ein Wille beherrscht sie fortan. Sie opfert ihre religiösen Bedenken, trennt sich von all ihren Lieben, zieht in die ferne freudlose Fremde, die Stunde still erhoffend, da sie ihren Haß stillen darf. Und so wird dieses einst so zarte Weib zur Rachefurie, welche mordtrunken den eigenen Bruder erschlägt. Vor dem grausigen Entsetzen, welches am Schluß des Epos geschildert wird, möchte man freilich das Auge verschließen; man möchte das Ohr wegwenden, um nicht den ergreifenden Weheruf der königlichen Brüder um Schonung des Lebens, der doch so ungehört verhallt — hören zu müssen. Von diesem bis zum Dämon umgewandelten Wesen singt Platen:

„Ein gewaltiges Lied von der mächtigen Frau, die erst als zarteste Jungfrau
Dasteht und verschämt voll schüchternen Huld dem erhabenen Helden die Hand reicht,
Bis denn sie zuletzt, durchs Leben gestählt, durch glühende Rache gehärtet,
Graunvoll auftritt, in den Händen ein Schwert und das Haupt des enthaupteten Bruders.“

Doch tilgt diese durch die Macht der Verhältnisse bedingte Entwicklung ihres Characters nicht das Mitgefühl für die einst so liebliche Jungfrau, sie behält unsre Sympathie ihrer Treue wegen, die das Grab überdauert. Dieses edelste Element germanischer Tugenden führte freilich zu der „Gefahr

der Sünde“, wie man es nannte, und die gewaltige leidenschaftliche Liebe schlug um in den dämonischen Gegensatz — den blutdürstigen Haß. Aber das Gräßlichste am Schluß der Katastrophe ist ihr abgenötigt worden durch die tigerartige Grausamkeit und den herausfordernden Trotz des Schrecklichen, der Leid auf Leid über die schutzlose Witwe häuft. Und fragt man unsere Zöglinge, welche Person des Nibelungenliedes am meisten Interesse gewähre, so wird man erfahren, daß sich das Zünglein der Wagschale immer zu Gunsten der Kriemhilde neigt. Wer auch möchte wohl behaupten, daß dieser herrlich entworfene und psychologisch so völlig correct durchgeführte Character trotz solcher Entwicklung nicht von bedeutender sittlicher Stärkungskraft wäre für die Jugend der Nation, die das Glück und den Ruhm hat, um dieses großen Epos willen, in dem der Genius unserer Nation solche ungeheuren Figuren geschaffen, als zweitbestes Dichtervolk der Erde zu gelten?

Man darf freilich an die riesenhaft gezeichneten Gestalten des Heroenalters nicht das kritische Messer einer späteren Epigonzeit anlegen; das Siegfriedsschwert und die Ritterrüstung jener Recken würde uns gar seltsam anstehn. —

Während wir vor dem Glanz dieser ungewöhnlichen Erscheinung geblendet dastehn, begrüßt uns in Gudrun eine sympathischere Natur. Dort Kriemhilde furchtbar prächtig wie „blutiger Nordlichtschein“, hier Gudrun süß und milde, als blickte Mondlicht drein.“

Einer Lilie gleich, deren schneeiges Weiß durch nichts getrübt und verdunkelt wird, erscheint uns diese edle Frauenseele, und um deswillen bleibt sie ein ewig leuchtendes Vorbild für die spätesten Geschlechter.

Und was ist's, das uns bei diesem Bild so anmuthet, was der Sage den „magnetischen Reiz“ verleiht? Es ist das alte, ewig jung bleibende Lied von der Treue, der deutschen Treue und Liebe, die alles trägt und duldet. Vor die Alternative gestellt: königliche Ehre zu genießen, aber das Brandmal des Treubruchs in der Seele zu tragen, oder das Schimpflichste zu dulden, um ein unbeflecktes Gewissen zu behalten, wählt sie ohne Bedenken die Drangsal harter Gefangenschaft, dem Geliebten die Treue zu bewahren. Sie hat den Leidenskelch trinken müssen bis auf die Hefen; nach ihrer gewaltsamen Trennung von den Ihrigen wird sie mit dem Tode bedroht, sofern sie sich noch weigert, den sonst ritterlichen Hartmut zu minnen. Und Ludwig, der Mörder ihres Vaters, macht aus der Drohung bitteren Ernst:

„er viene sie bi dem hære, er warf sie uf den sæ.“

Wen ergreift's nicht mit „wildem Weh“, von diesem „Märchen aus alten Zeiten“ zu hören, daß die hehre Königstochter

„muost drî stunde ze ieclichem tage
koren unde zünden daz fiur dar inne.“

Und doch bleibt sie standhaft, standhaft bei der Tiefe des Glends unwürdiger Knechtschaft. Die Demüthigungen steigern sich zwar; sie muß bei bitterster Kälte am unwirthlichen Meeresgestade die nie gewohnten Clavendienste verrichten, aber sie harret in rührender Treue aus, und ihr Herz bleibt geduldig. — Entbehrt unser Lied den unaussprechlichen Zauber epischer Großartigkeit, so fehlt ihm doch auch das grausige Entsetzen des Nibelungenliedes, wie uns dieses am Schluß des Epos erschütternd vor die Seele tritt. Die Darstellung eines Ideals edelster Weiblichkeit in Gudrun berührt uns dagegen um so wohlthuernder; die treue Jungfrau ist darum eine nicht minder leuchtende Erscheinung als Kriemhilde. Der Strahlenkranz unverwelklichen Ruhmes schmückt auch ihre Stirn. So ist auch dieses Denkmal germanischer Reinheit, Treue und Liebe ein Vorbild für die heranwachsende weibliche Jugend.

In Wolframs Dichtungen ist eine ganze Fundgrube weiblicher Typen enthalten. Die Palme jedoch gebührt Herzeleiden, des werthen Gahmurets edlem Weibe. Entzückt uns bei Kriemhilden und Gudrun die Allgewalt und Unwandelbarkeit der Liebe und Treue gegenüber dem Gatten und Verlobten, so sehen wir bei ihr neben diesem die Opferfreudigkeit unbegrenzter Mutterliebe, die alles hingibt, den Glanz und Reichthum dreier Königreiche, um in der Waldeinsamkeit die Jugend, das Leben und Wohlsein des theuren Kindes sorglich zu hüten. Die Mutterliebe, als Bild der reinsten, tiefsten und festesten Empfindung, macht ihr das Herz brechen, als Parcival, vom richtigen Gefühl seiner künftig höhern Bestimmung geleitet, den zärtlich ihn umschlingenden Armen der Mutter enteilt und sich, beseelt vom Geist seiner Ahnen, in den stuhenden Lebensstrom stürzt, um schließlich nach Versuchung, Fall und innerlich vollzogener Reinigung als der Demüthigen Demüthigster, als der Reinste der Reinen den höchsten Siegespreis, das Königthum des Grales, zu erringen.

Diese namhaft gemachten, wenigen Beispiele mögen für unsern Zweck genügen; es darf wohl mit Fug und Recht behauptet werden, daß diese weiblichen Charactere — mythisch oder historisch, doch in jedem Falle germanisches Leben treu wiederpiegelnd — ein Zeugnis für ihre Zeit, ein Denkmal für die Nachkommen und leuchtende Vorbilder für die weibliche Jugend sind.

Im Allgemeinen mag noch bemerkt werden, daß die Verherrlichung der Frauen der Hauptinhalt eines großen Theiles mittelalterlicher Poesie war. Das Leben des Herzens wurde in den mannigfachen Variationen besungen. Die Frauenliebe dominirte, und so sproßten überall Liederblumen auf, „maienduftig, klingend wie Nachtigallenschlag, bald bleich wie Mondenstrahl, bald glühend wie die Sonne.“ Wolfram von Eschenbach, der gedankenreichste und tiefste, wird gar nicht müde, das Lob der Frauen — ihre Keuschheit, Treue, Sittsamkeit, ihre Liebe und Würdigkeit — zu besingen. Walther und die übrigen gleichzeitigen Sänger der Minne lassen solches Lob in den süßesten Tönen ausklingen. Mit Recht wird schon der Ausdruck Minne als der eigentliche „Kronedelstein unsrer Sprache“ bezeichnet. Walther besonders bietet uns einen Strauß der schönsten und duftigsten Blumen dar, deren Pracht und Duft nie vergehen wird. Ich kann mir nicht versagen, aus dem Liede: „Tiuschiu zuht“ einige Strophen hierherzusetzen:

Str. 3. „Ich hân lande vil gesöhen
unde nam dër besten gërne war:
übel müeze mir geschëhen,
kunde ich ie mîn hërze bringen dar,
daz im wol gevallen wolde fremeder site.
nû waz hulfe mich, ob ich unrëhte strite?
tiuschiu zuht gât vor in allen.

„ 4. Von dër Elbe unz an dën Rîn
und hër wider unz an Ungerlant
sô mugen wol die besten sîn,
die ich in dër wërlte hân erkant.
kan ich rëhte schouwen
guot gelâz unt lîp,
sam mir got, so swüere ich wol, daz hie diu wîp
bezzet sint dan ander frouwen.

Str. 5. Tiusche man sint wol gezogen,
 röhete als engel sint diu wîp getân.
 swër si schildet, dërst betrogen:
 ich enkan sîn anders nicht verstân.
 tugend und reine minne,
 swër die suoehen wil,
 dër sol komen in unser lant: da ist wünne vil:
 lange müeze ich lëben dar inne.“

Auf diese zarte, innige und überzeugende Weise besang der ausgezeichnetste Minnesänger die deutschen Frauen. —

In jener Zeit und ihren dichterischen Erscheinungen sollen unsre Mädchen nicht gleichgültig vorübergehen. Poesie und Leben durchdringen einander; das Leben inspirirt die Dichtkunst, diese aber beeinflusst nicht minder stark das Leben. Und gerade wegen der stillen poetischen Einwirkung auf das Familien-, das Einzelleben, wegen des unmittelbaren Einflusses auf Gesinnung und Character mögen jene Stoffe ein Gegenstand der Schulunterweisung werden, Stoffe voll Reinheit und Innigkeit, voll edler Zier und christlicher Sitte.

Jedoch soll hiermit nicht der Krankhaftigkeit jener Richtung und ihrer Ausartung das Wort geredet werden. Die Achtung, welche unsre Stammväter dem Weibe zollten, artete bekanntlich in eine übermäßige, krankhafte Verehrung aus. Und dieses war Ursache, daß die Minne, welche so duftende, liebliche Blüthen getrieben, endlich ihre „Erniedrigung, ja ihren Tod erlebte“.

Sehen wir von dieser Frauenpoesie ab, so berührten die vorstehend erwähnten Beispiele nur eine Seite der Eigenschaft, die unser Volk vor allen andern der Erde auszeichnet, nämlich die Treue. Diese Cardinaltugend, die Grundbedingung für die bevorzugte Stellung unter den Nationen seit einem Jahrtausend, äußerte sich ferner als Königs- und Mannentreue, als Freundestreue und nach der Verklärung dieser natürlichen Gottesgabe als Treue gegen den Völkerrfürsten und Himmelkönig.

Als ein Hauch frischen, gesunden Volkslebens tritt uns weiter die warme Vaterlandsliebe entgegen, das innige Verhältnis zwischen Fürst und Volk, zwischen Heerführer und Heergefolge. Der König ist ausgezeichnet durch Milde und Freigebigkeit. Seine Schätze, Gold, Silber, Kleinodien und Gewänder, theilt er milde und freigebig unter seine Getreuen.

Und des Volkes, der Mannen höchste Ehre und Freude war, Geschenke nehmen und dankbar sein. Auch die Fürstinnen theilten hohe Gaben aus. Als Gunther die Minne der Brunhilde durch seinen dreifachen Sieg sich errungen hatte, wurde Siegfried vorausgeschickt, den fröhlichen Ausgang in Worms zu verkünden. Trotz seines unermesslichen Reichthums an edlem Gestein, an rothem Golde — die edlen Kleinodien, (der Nibelungenhort), waren in solcher Fülle vorhanden, daß später 12 Wagen vier Tage und Nächte zu fahren haben, um sie aus dem hohlen Berge zu bringen, — begehrt Siegfried nach altem Brauch eine liebe Gabe als Botenlohn.

Die Königstochter reicht ihm 24 Armspangen.

Nibelung. Nr. 522: „Vier und zweinzech bouge mit gesteine guot
 gap si im ze miete.“

Beim Abschied der Burgunden vom Hof zu Bechlarn verehrt Frau Gotelinde dem kühnen, fröhlichen Spielmann von Alzei 12 Baugen um die Hand.

Nibelung. Nr. 1644: „Es hiez diu marcgrävinne eine lade tragen.
dar ûz nam si zwelf bouge und spien s'im an die hant.“

Der Dichter Rudolf weiß seine Liebe nicht höher zu schildern, als daß er sagt, seine Geliebte sei ihm theurer als alle Baugen, ein Beweis für die hohe Werthschätzung solcher königlichen Geschenke.

Die deutsche Vaterlandsliebe gab und gibt sich vornehmlich in dem persönlichen Verhältnis zwischen Regierenden und Regierten kund. Hierin besonders liegt das unterscheidende Moment zwischen der Vaterlandsliebe eines Deutschen und eines Griechen.

Man könnte mit Recht einwenden, daß Vaterlandsliebe bei allen Menschen, bei jeder Nation vorhanden sei. Als Beispiele dafür werden vor allem Griechen und Römer namhaft gemacht. Doch bei diesen begabtesten, hervorragendsten Völkern des Alterthums bestand das eigentliche Wesen ihres Patriotismus in der Anhänglichkeit an die politische Verfassung, ihr Heimathsgefühl in dem Bedürfnis, an dem politischen Leben ihres Volkes den thätigsten Antheil zu nehmen. Ganz anders bei uns. Wir Deutsche haben von jeher eine wunderbare Liebe zu den Stammesoberhäuptern, zu unsern Fürsten gehabt. Bei keinem andern Volk war Volk und Fürst so ganz ein und dieselbe Person, so daß die deutsche Reichs-, die einzelne Stammesgeschichte bis zur Reformation eigentlich nur die Geschichte der deutschen Kaiser, ihrer persönlichen Kämpfe, Siege und Leiden, und der Landesfürsten ist.

Neben dieser Vaterlandsliebe, die sich wie ein rother Faden durch die gesammten Dichtungen des Mittelalters zieht, tritt uns ein damit zusammenhängender Zug entgegen: das eigentliche Heimathsgefühl, die Liebe zu den grünen Bergeshalden, den dunkeln Wäldern, zwischen denen der ererbte Sitz der Väter lag. Ich erinnere nur an den so häufig vorkommenden Ausdruck Elend. Dies ist die stärkste Bezeichnung für das größte Unglück, welches einen Deutschen treffen konnte, nämlich die Abwesenheit von der Heimat, der Aufenthalt im fremden Lande. In weiterer Verallgemeinerung bedeutete dieser Ausdruck den unglücklichsten Zustand, die beklagenswertheste Lage eines Menschen. So klagt z. B. der Gothenkönig, der edle Dietrich von Bern, nachdem ihm alle Mannen erschlagen sind:

Nibelung. Nr. 2266: „wie habet ir sô geworben, Gunther, künie rich,
„wider mich ellenden? waz het ich iu getân?
„alles mines trôstes des bin ich eine bestân.“

und in Strophe 2282 nennt er sich noch einmal einen „ellenden recken.“ —

Bei dieser Gelegenheit mag nicht unerwähnt bleiben das uns Deutschen eigne Naturgefühl, das uns leidenschaftlich Theil nehmen läßt an dem Wechsel der Jahreszeiten, besonders jedoch an dem Leid und der Freud der Thierwelt und ihrem innersten Wesen. Der Deutsche faßte Blume und Thier höher, poetischer auf. Eine ganze Reihe namentlich weiblicher Eigennamen waren lediglich der Pflanzen- und Thierwelt entnommen. Aus dem innigen, kindlichen Verkehr des Menschen mit den Thieren, aus seiner Freude an ihrem geheimnisvollen Wesen erwuchs die Thiersage, das Thierepos und aus diesen späterhin die Fabel.

Die Vorstellungen der Deutschen von der Natur wurden personificirt, und diese Personificationen schufen den leuchtendsten Helden des Nibelungenliedes, den Frühlingsgott Siegfried und die Walküre Brunhilde, die Schlachtjungfrau der höchsten Gottheit der germanischen Welt.

Jedes zur Weltherrschaft bestimmte Volk hat von jeher ein bedeutendes Gewicht gelegt auf seine edlen Geschlechter, auf die vornehme Herkunft, auf die gute Familie. So auch die Deutschen. Wir meinen jedoch nicht hierunter ganz äußerlich die lange Reihe von Ahnen, sondern die in „altem Herkommen treu gepflegte Sitte edler Geschlechter“. Der Ausdruck „edel“ kehrt in unendlichen Verbindungen

wieder. Wir lesen: „edle künne; edel wip; edel man; edel künige; edelen kindelin; edel brüt, und dergleichen.

Diese edle Abkunft stellte denn auch bestimmte Forderungen, legte gewisse Pflichten auf. An dem Hofe des Königs Artus feierte die ritterliche Ehre ihre höchsten Triumphe. Dort in der Bretagne war die „Blume“ weltlicher Ritterschaft vereinigt. Aufnahme in den Kreis der Tafelrunder fanden nur die Tugendhaften, die an „Siegen wie an Ehren reich“ waren. Der Empfang der gewöhnlichen Ritterwürde war nach einem uns aufbewahrten geschichtlichen Zeugnis eine feierliche Ceremonie. Folgendes waren die Eigenschaften eines wahren Ritters: „höfisch in seinem Benehmen, ablig in seiner Verwandtschaft, fest in männlicher Tapferkeit, hochgemut im Unglück und freigebig in Würde!“ Wer den Ritterschlag erhalten wollte, mußte zuvörderst nachstehende 12 Punkte eidlich geloben: 1) mit demüthiger Erinnerung an das Leiden des Herrn täglich die Messe zu hören; 2) für den allgemeinen, christlichen Glauben kühn das Leben einzusetzen; 3) die heilige Kirche und ihre Diener von ihren Bedrängern zu befreien; 4) Witwen, Unmündigen und Waisen in ihrer Not zu helfen; 5) ungerechte Kämpfe zu vermeiden; 6) ungerechten Lohn abzulehnen; 7) für die Rettung jedes Unschuldigen einen Zweikampf einzugehen; 8) Turniere nur der Waffenübung wegen zu besuchen; 9) dem römischen Kaiser oder seinem Reichsverweser in allen weltlichen Dingen zu gehorchen; 10) das Reich mit aller seiner Kraft unverletzt zu erhalten; 11) die Lehen des Reiches oder des Kaisers in keiner Weise zu veräußern, und endlich 12) ohne alle Tadel vor Gott und Menschen in dieser Welt zu leben.

Abgesehen von diesen besondern Eigenschaften, den speciellen Pflichten eines Standes, bezeugt uns die gesammte mittelalterliche epische Dichtung, namentlich Wolframs Kunstepos, welches Gewicht man auf „edle“ Geburt und den hiermit unzertrennlich verbunden gedachten Seelenadel der Edelleute legte.

Von den edlen Characterzügen unsers Volkes sei ferner die würdige Auffassung der Ehe erwähnt. Schon der Römer Tacitus berichtet seinen entarteten Landsleuten von dieser keuschen Sitte germanischer Ehen. Das Christenthum gab dem edlen Familienthum noch eine höhere Weihe; es erhielt die strenge Zucht und stärkte die patriarchalische Sitte. Die Familie ist die Grundlage der Kraft eines Volkes, der Familienherd ist der Altar, um den sich die Angehörigen schaaren, um Kraft und Stärke zu allem Guten zu empfangen. Es ist ein gar anmuthiges Bild, welches uns dieses Familienleben zeichnet. Von der unauflösllichen Verbindung zwischen Mann und Frau singt ein Dichter:

„Ein Leib, zwei Seelen, ein Mund, ein Mut,
Die Treue rein und in der Keuschheit fester Hut,
Hier zwei da zwei und eins doch nur in stäter Treue ganz!
Wo Lieb' mit Liebe so mag sein,
Da steigt das Silber nicht noch Gold und Edelstein
Ob solches Pares Lust, die zu uns spricht im Augenglanz.

— — — — —
Da mag wol sein der Freuden Krone.
Dem diess geschieht, wird höchste Lust zum Lone
Und Gottes Gunst sein glücklich Herz genießt.“

Bei den Deutschen war der Mann das allverehrte Haupt. Die väterliche Gewalt und die mütterliche Liebe walteten uneingeschränkt über alle Glieder der Familie. Mann und Weib repräsentirten die zwei geschiedenen und verschiedenen Sphären des häuslichen Lebens. So ist's göttliche Ordnung, so wars deutsche Sitte. Das bezeugt die Epik, das bestätigt nicht minder die Lyrik des Mittelalters.

Der Deutsche kann sich drum an seinem Herd besonders heimisch und wohl fühlen. Denn seine Frau schafft anmuthende Traulichkeit als Fundament des Familienglückes.

Es ist schon oben erwähnt worden, daß der größte Lyriker des Mittelalters, Walther von der Vogelweide, mit berechtigtem Stolz singt: In Deutschland möchten wohl die besten Frauen sein, nirgends fänden sich holdere, keuschere und treuere. Sie glichen den Engeln.

Wo das engste Bündnis des Lebens auf solch gesunder Grundlage beruht, bewegte sich auch die Erziehung der Kinder in den rechten Bahnen. — Als Beleg für die strenge Zucht der Väter genüge der Hinweis auf Kriemhilden's Jugend. In all den edlen Familien herrschte in dieser Beziehung ein strenger, sittsamer Ton; die Jungfrau lebte in tiefster Zurückgezogenheit in ihren Gemächern bei der Mutter und den Edelfrauen und durfte ohne Erlaubnis des Vaters oder der nächsten Verwandten, die des Vaters Stelle vertraten, nie öffentlich, auch nicht bei festlichen Gelegenheiten erscheinen. Ist doch Siegfried ein ganzes Jahr am Königshofe in Worms, und doch bekommt er die, um deren Minne er überhaupt dort weilt, nicht ein einziges Mal zu sehn, bis Gunther, dem Gast zu Liebe, seiner Schwester Kriemhilde gestattet, in Begleitung der Mutter bei einem großen Turniere zum ersten Male öffentlich zu erscheinen. Auch Parcival ist längere Zeit in der Burg des edlen Gurnamanz anwesend, ohne die liebliche Tochter Blaise auch nur einmal zu Gesicht zu bekommen. So hütete man sorglich die Unschuld der weiblichen Jugend von Seiten der Eltern und Erzieher. Kein Wunder, daß die Heranwachsenden die schuldige Pietät den Eltern von selbst darbrachten.

Es ist noth in unsern Tagen, auf diese erhaltenden Tugenden wieder und immer wieder aufmerksam zu machen. —

Von den vielen rühmenswerthen nationalen Eigenschaften heben wir noch kurz die deutsche Gastlichkeit hervor. Diese war etwas Heiliges und erfreute sich schon in grauesten Zeiten des wohlverdienten Ruhmes. Cäsar und Tacitus verkünden sie der Mit- und Nachwelt. Auch im Mittelalter war sie gebotene Pflicht und schöne Sitte. Willkommen waren alle Fremden, die bekannten wie die unbekannt. Selbstverständlich fanden ebenbürtige Gäste eine viel herzlichere und ehrenvollere Aufnahme. So wurden die Burgundenkönige und ihre Wagen in der Burg zu Bechlarn von Gotelinde und Dietlinde mit dem Kusse in ungezwungener Freundlichkeit und Feinheit empfangen.

Auch im Leben der Griechen begegnen wir dem schönen Zuge der herzlichen Aufnahme eines Gastes. Auch dort „reichte man dem Fremdling die Hände zum Gruß und nöthigte ihn zum Sitze“, bewirthete ihn freundlich mit Speise und Trank und erforschte erst dann seinen Namen. Doch viel edler und reiner noch war bei uns die Behandlung des Gastes. Zart, rücksichtsvoll und vertrauens-erweckend war der Empfang. Die freundlichste Sorgfalt wurde jedem Gast zu Theil. Sie erstreckte sich auf Erfrischungen, Speise und Trank, Unterhaltung, Nachtruhe und Begleitung. Beim Weggang erst wagte man nach Namen und Herkunft, Absicht der Reise und dem Ziel derselben sich zu erkundigen.

Das Vorstehende erhellt aus folgenden wenigen Belegen:

Parcival 22, 15: „geruoohet er mir nâhen,
wie sol ich in enphâhen?
ist er mir dar zuo wol geboren,
daz mîn kus niht si verloren?“

War der Gast ein Ritter, so nahm ihm die Frau oder Tochter die Rüstung ab, reichte ihm frische, reinliche Kleidung und bot ihm einen Trunk. Vergl. Parcival 549 u. 550.

Bei Tisch bekam er den Ehrenplatz; die Tochter des Hauses oder die Wirthin kredenzte ihm den Becher und schnitt ihm die Speisen.

Parcival 33, 10—14: „mit ir selber hant sie sneit
dem riter siner spise ein teil.
die frouwe was ir gastes geil.
dô bôt sie ime sîn trinken dar
und phlac sîn wol“ u. f. w.

Bevor der Gast aufbrach, bekam er noch Imbiß sammt einem Trunk:

Nibelung. 1626: „Dô sî enbizzen wâren, si wolden dannen varn.“

Der Wirt und die Wirtin halfen ihm die Rüstung anlegen:

Parcival 560, 17 u. 18: „von fuoze uf wâpent' in dô gar
diu süeze maget wol gevar.“

Vergleiche übrigens Parcivals Besuch bei Gurnamanz; Buch 3.

Gleich einem Sauerteig hat nun das Christenthum diese hohen, edlen, natürlichen Gaben unsers Volkes durchdrungen und geadelt.

Die natürliche Treue wurde verklärt zur Treue gegen den Ewigtreuen; die ritterliche Thatenlust stellt sich in den Dienst des Herrn. Die Liebe zur Familie, zum Volk, erwuchs zur Liebe der in kirchlicher Gemeinschaft zu einem Glauben Verbundenen; die Gastfreundschaft war der Boden, auf dem die freudigste Opferwilligkeit erwuchs. Die Dankbarkeit der Mannen gegen den milden freigebigen Stammeskönig wurde zur Dankbarkeit gegen den himmlischen Herrn, der sein Blut und Leben für die Seinen gegeben, und die Vaterlandsliebe empfing ihre christliche Weihe und wurde zur Liebe und Sehnsucht nach der ewigen Heimat.

Jetzt stellte sich auch die Poesie in den Dienst der Kirche und sang im Sinn und aus dem Geist des Volkes heraus hymnenartig das Lob Gottes, das Lob der heiligen Jungfrau, sowie das vieler Heiligen.

In der tief sinnigen Sage vom heiligen Gral stellt Wolfram das Ideal eines geistlichen Ritterthums dar. Er zeigt uns in dem gewaltigen, psychologischen Epos das Suchen einer Menschenseele nach dem Frieden und das endliche Finden desselben. Wenn nämlich der Mensch durch das Feuer des Leidens, durch Trübsalshitze und durch die Nacht des Zweifels hindurch gegangen ist, so gelangt er bei vollkommener Herzensreinheit, bei Befiegung des Zweifels in den Besitz des höchsten Gutes. — Daß unsre Väter Ernst machten mit der Erlangung des Gottesfriedens, das bewiesen, von andern Motiven hier abgesehen, die vielen Züge ins gelobte Land, unternommen in der Meinung, dort völlige Entfündigung zu finden. Sind daneben Tausende von Abenteurern in unlauterer Absicht mitgegangen, so ändert das an der diesem Factum zu Grunde liegenden wahrhaft großartigen Idee nichts.

Auch auf minder geräuschvolle Weise suchte man die Gnade zu erwerben, nämlich auf dem Wege der Buße, der Abtödtung und der Entfagung. Erinnerung sei nur an jenes wunderbare Königskind, diese Passionsblume in der Glutfarbe himmlischer Minne, „dessen Herz durch die melodischen Klänge irdischer Liebe früh hinaufgezogen wurde zu himmlischer Minne, dessen Leben ein kurzer Liedestraum war von tiefem, irdischem Leid und hoher göttlicher Freude, an dessen Sterbebette zu Marburg die Engel ihre Paradieseslieder sangen und auf dessen Grabe sich ein Lied von Stein erhoben hat, ein zum großartigen Bauwerke verkörpertes Triumphlied der Gottesminne, welches in seiner Majestät und in seiner Lieblichkeit von den Wundern jener wunderreichen Zeit erzählt.“ Die Legendendichtung jener Zeit hat diesem edelsten Frauenbilde, dem sternhellen Vorbilde aller Tugenden, ein Denkmal gesetzt, weil die Purpurgelbe bei gänzlicher Armuth, freiwilliger Selbsterniedrigung und beispielloser Bußsucht nur

bestrebt war, ihrem himmlischen Bräutigam zu dienen und menschliches Elend zu lindern. In der Geschichte des christlichen Lebens nimmt sie eine der leuchtendsten Stellen ein.

Als eine zarte Blüthe, (eine poetische Perle), aus der übergroßen Anzahl von Dichtungen kirchenheiligen Inhaltes erwähne ich nur Hartmanns armen Heinrich. Das 12jährige Mägdlein eines Meiers des Ritters Heinrich von der Aue beschließt ihr jungfräuliches Blut für den milden Herrn herzugeben, der an unheilbarer Seuche erkrankt ist. Gott erbarmt sich des innerlich umgewandelten Ritters und schenkt ihm ohne das Opfer die Gesundheit. Nun umfängt er die als Gemahl, der er Leben, Genesung und innere Besserung zu danken hat. — So sehn wir den streng religiösen Sinn, die Innigkeit und Festigkeit, mit der die Germanen ehemals an ihren heidnischen Nationalgottheiten gehangen, auch in der Zeit des Mittelalters in gleicher Stärke vorhanden, nur daß dieser Sinn durchdrungen und erfüllt war von einem höhern Inhalte, von specifisch christlichem Gehalte. Das Gift des modern skeptischen Bewußtseins, welches jetzt so verheerende Wirkungen ausübt, war den damaligen Zeitgenossen in ihrer Herzen einfalt, in der Entschiedenheit ihres Charakters, in der Festigkeit ihrer Gesinnung, in ihrer einfachen Treue völlig fremd.

Der Zweifel, die Unbeständigkeit, die Doppelseitigkeit und das Schwanken wird als ein höchst gefährlicher Zustand geschildert. Wolfram warnt sehr vor der herzbethörenden Stimme des Zweifels, die zur Verzweiflung führen kann.

„Ist zwivel herzen nâhgebâr,
daz muoz der sêle werden sâr.“ u. f. w.

Dieses sind ganz allgemeine Züge von dem Bilde unsers Volkes, wie uns dasselbe aus der mittelalterlichen Poesie entgegenleuchtet. Es sind nur wenige Linien, die hier gezeichnet sind, — sie ließen sich leicht vervollständigen durch Hinweis auf die ungemaine Empfindlichkeit gegen Verletzung des Eigenthums, auf das Privatrecht „wie aus Erz gegossen“, das corporative Zusammenstehen, die sociale Ordnung u. dergl. — doch genügen sie, um die hohen Gaben erkennen zu lassen, die Cardinaltugenden, durch welche Deutschland das politisch, geistig und kirchlich bedeutsamste Land der Erde geworden und bis annoch geblieben ist.

Man spricht und schreibt in neuerer Zeit so viel von nationaler Bildung, von patriotischer Erziehung. Ich verstehe darunter die Erhaltung, Belebung, Stärkung und Pflege aller erwähnten, unserm Volke ureigenen Fundamentaltugenden. Es ist dies zwar zugleich die sittliche Aufgabe der geschichtlichen Erziehung; doch wo böte sich passendere und ungesuchtere Gelegenheit als in diesem Zweig des deutschen Sprachunterrichtes? Nicht unter der Oberfläche schimmert hier das Gold der Treue, des Glaubens, der Keuschheit. Man braucht den Schatz nur ein wenig zu heben, daß er Eigenthum werde den Enkeln dieser Väter. Die Aneignung bezweckt jedoch nicht nur ein todtes Wissen, sondern sie erstrebt eine volle Bethätigung der Gaben zum Heile der Nation. Weinhold spricht die Hoffnung aus: „Deutsche Frauen werden die deutschen Männer bessern und unsre Geschichte retten müssen nicht durch Amazonenzüge, aber durch die Macht edler Herzen und gewaltiger Weiblichkeit.“ Und Rückert meint mit vollem Recht:

„Das Volk ist glücklich, des Mannesalter ist durchdrungen
Von unverwekllichen Jugenderinnerungen,
Das immer werdend nie Gewordenes verliert
Und sich aus eig'nem Grund stets höher umgebirt.“

II.

Betrachten wir die beiden Dichterwerke ersten Ranges noch in anderer Beziehung nach Inhalt und Form, so scheinen sie uns aus einem Grunde besonders unentbehrlich für unsre Töchter Schulen. Diese entbehren das Studium der Sprache von Hellas, und darum bleibt der Eingang in das innerste Heiligthum geistigen Lebens der Griechen ihnen verschlossen! Homer, die Säule hellenischer Schönheit und Größe, wird nie in dem Grade geistiges Eigenthum der Schülerinnen, wie es der Fall ist in den Anstalten, in denen man griechische Sprache lehrt, obgleich ja unsre Töchter im Geschichts- und Literatur-Unterricht mit jenen Stoffen hinlänglich bekannt werden. Und doch ist das Epos das köstlichste Vermächtnis aus dem Heroenzeitalter der Griechen, das reinste Spiegelbild der Jugendzeit desselben.

Wir Deutsche dürfen uns in Bezug auf das Epos mit dem dichterisch begabtesten Volke der Welt kühnlich messen; haben die Griechen eine Ilias, so besitzen wir das Lied von den Nibelungen. Der Frühling unsrer Dichtkunst hat ebenso wunderbare Blumen geschaffen von unverwelklicher Schönheit, und der erste Glanzpunkt unsrer literarischen Existenz ist nicht weniger großartig.

Es mag gestattet sein, um das Wesen des Epos erkennen zu können, einige der hervorstechendsten Momente anzuführen resp. das Gemeinsame des griechischen und des deutschen Epos darzulegen.

Jedem Volke, jedem Einzelnen ist unaustilgbar der Zug nach vergangenen glücklichen Zeiten eingepflanzt. Das Epos zeigt uns solch ein goldenes Zeitalter, da die Götter noch auf Erden wandelten, Segen, Frieden und der Güter Fülle spendeten. Von diesem Paradiesesglück berichten die Traditionen fast aller Völker. In unmittelbarem Verkehre stand der Mensch mit der Gottheit. Im deutschen Epos sind zwar die mythologischen Verhältnisse etwas verdunkelt. Doch kann auch dieses noch keineswegs das Wunder oder Wunderbare entbehren. Siegfried ist gefeit durch das Bad im Drachenblut bis auf die Herte und Brunhilde mit unheimlicher, dämonischer Kraft ausgerüstet. Es kommen darin Niesen, Zwerge und Zukunft verkündende Meerweiber vor. Daneben begegnen wir auch schon christlichen Vorstellungen. Es ist von Messe die Rede; es werden Klöster, Bischöfe und Capläne erwähnt; es kommen auch Anreden an Christus und an Gott im Himmel vor. Doch erscheint das Christenthum ganz äußerlich, gleichsam als Costüm. Ist also durch spätere, christliche Zusätze der ursprünglich mythische Charakter etwas verblasst, so ist er doch nicht ganz verwischt. Aecht mythisch ist und bleibt das Horn Siegfrieds, die Tarnkappe und der von dem Zwerg Albrich behütete Hort. Das griechische Epos dagegen hat seinen mythologischen Charakter viel getreuer bewahrt. Ein deutscher Philosoph nennt es die Bibel der Griechen. Und Herodot behauptet sogar, daß Homer die griechischen Götter geschaffen habe. Fortwährend ragt hier die höhere Welt herein in die niedere.

Auf der Bühne der Weltgeschichte, wie sie das Epos schildert, bewegen sich die gewaltigsten Erscheinungen. Wir sehen die Achilles-, die Siegfriedgestalten. Neben diesen eine „pyramidale Gruppe“ von leuchtenden Helden; ja es wird der ganze Reichthum der Menschennatur vorgeführt. Denn der Epiker umfaßt die Menschenwelt in ihrer ganzen Manigfaltigkeit. Auch die dunkelsten Seiten der Menschennatur finden ihre Stelle. Flößt uns ein dämonischer Charakter Grausen und Entsetzen ein, so wird er doch mit der größten epischen Treue geschildert. Wir nennen das epische Objectivität.

Das Ich des Dichters tritt deshalb gänzlich zurück. Wer verräth uns den Namen des Dichters der Nibelungen? Eine Richtung der Kritik erblickt auch in Homer keine historische Persönlichkeit, sondern faßt ihn als Collectivnamen vieler Dichter auf. Den persönlichen Empfindungen des Dichters wird nirgends ein Ausdruck verliehen. Der Sagenkranz des Epos war vielleicht das 1000 jährige Erzeugnis der dichtenden Kraft der Nation. Befähigte Organe haben sie traditionell weiter verpflanzt. Diesen Liedern hat der Dichter als Knabe gelauscht und sie später mit großem Fleiß gesammelt, um die ihm

lieb gewordenen Gefänge den spätesten Nachkommen zu vererben. In ruhiger Objectivität führt uns der Unsichtbare die Thaten, Kämpfe und Siege, das Leid und die Freude des ganzen Volkes mit besonderer Hervorhebung seiner Hauptrepräsentanten vor.

Zufolge des epischen Verhängnisses ergibt sich alles mit innerer Nothwendigkeit. Die Herrlichsten gehen unter.

„Auch das Schöne muß sterben“.

Siegfried stirbt in der Jugendblüthe; der herrliche Hector fällt, und auch der Gottheit Liebling, der göttergleiche Achill, fährt frühe in das finstere Schattenreich. Der Tod des Hector hat unsre volle Theilnahme, und mit tiefster Wehmuth umstehen wir das blutgetränkte Blumenfeld, auf dem der scheidende Siegfried sein Leben aushaucht. Doch fehlt hier der eigentliche Stachel des Todes, die Schuld. Die Helden gehen unter, weil sie zu herrlich sind für diese Erde; Zeus schüttelt die Loose, und Hector ist dem Tode geweiht.

Im Hintergrunde endlich liegt der tiefste Schatten ausgebreitet. Schaurig düster endet die Katastrophe. Priams stolze Beste fällt; die Trojaner gehn unter; großartig wird uns auch der blutige Untergang des edlen Stammes der Burgunden geschildert.

Es wurde schon bemerkt, daß das Epos nicht nur das Geschick des Einzelnen, sondern ganze Stämme, Völker, gewaltige Mengen umspannt. Das herrlichste Erbe des deutschen Heldenalters, die deutsche Iliade, erzählt von den Burgunden und Hunnen, den Gothen und Sachsen, den Mannen Siegfrieds wie dem Dienstgefolge Brunhildens.

Hinsichtlich des Raumes führen uns diese epischen Gemälde vom Rhein, zur Donau, bis zur Egelburg, an die Ufer der Nordsee bis tief in den Sachsengau hinein.

Das Epos ist von eminent culturhistorischem Interesse. Es ist gleich der Sage als Spiegel der bezüglichen Volkspsyche viel wahrer, getreuer und zuverlässiger als die beglaubigste Profangeschichte. Im Epos erblicken wir ein großartiges Weltgemälde, gemalt aus den verschiedensten Zügen über das Seelenleben eines Volkes, und deshalb zur Orientirung über ihre Sitten, Gesinnung, Anschauung und Denkweise, als Kulturbild des gesammten socialen Lebens jener besungenen Zeit höchst wichtig.

Wir lassen die wissenschaftliche Kritik über Composition des Gedichtes, über Interpolationen, über die Gesamtansicht Lachmanns hinsichtlich der Entstehung des Gedichtes, über metrische Unvollkommenheiten bei Seite. Fern sei auch das völlig unnütze Raisonnement über den Vorzug des griechischen Epos vor dem deutschen im Hinblick auf seine plastische Klarheit und vollendete Formschönheit.

Das antike Epos mußte der Individualität der griechischen Nation gemäß einen ganz andern Stempel erhalten als das germanische. Reidlos gestehen wir der Welt Homers ihre besonderen Vorzüge zu und freuen uns unsers herrlichen Erbes als eines theuern unveräußerlichen Nationalschatzes.

III.

Auf Hochschulen hat sich das germanische Studium im allgemeinen, und Mittelhochdeutsch im besonderen einer bedeutenden Gunst zu erfreuen. Nicht also in den niedern Gelehrtenschulen, den Gymnasien. Hier wird gar oft dem Mittelhochdeutschen eine überaus stiefmütterliche Behandlung zu Theil. (Daß rühmliche Ausnahmen zu machen sind, wurde schon in der Einleitung erwähnt.) In den übrigen höhern Unterrichtsanstalten, in denen die sich täglich steigenden Anforderungen ohnehin alle Zeit und Kraft absorbiren, hält man theilweise die Geschichte unsrer National-Literatur für die Bedürfnisse der Schule für völlig ausreichend. Auf die Lectüre dieser Sprachdenkmäler leistet man Verzicht. Doch würde ein literaturgeschichtlicher Unterricht ohne „begleitende Lectüre kaum fruchtbarer sein, als ein geographischer ohne Landkarte und ein mathematischer ohne Figuren“.

Wer möchte wohl bei Behandlung der neuesten Literatur den Schülern nur Biographien, nur Besprechungen über die Sachen geben, anstatt sie in die Sache, in den Garten der Poesie hineinzuführen, um sie dort einen Blumenstrauch pflücken zu lassen. Wackernagel schreibt darüber: „Wer am Thore der mittelhochdeutschen Poesie dem Schüler nur die klassischen Wege weist, der wirft ihn zurück oder schreckt ihn ab, und wer ihn die Wege des oberflächlichen Notiznehmens, des erfahrungsmäßigen Nachschwängens führt, der zieht auch die germanistischen Studien in den Staub der Erniedrigung.“

Der weitaus größte Theil dieser Lehranstalten hat sich nun nicht gegen die Lectüre mittelhochdeutscher Stoffe gesträubt, wohl aber gegen das eigentliche Quellenstudium sich erklärt. Simrock'sche Uebersetzungen sollen genügen. Es ist nicht meine Absicht, die großen Verdienste dieses Uebersetzers zu schmälern oder den Werth seiner Uebersetzungen zu verringern. Ueber die Vortrefflichkeit und Brauchbarkeit seiner Werke herrscht nur eine Stimme. Aber wer möchte wohl solche Ersatzmittel für die Musterstücke aus fremden Sprachen anpreisen, abgesehen davon, daß diese theils der formalen Bildung dienen oder als Umgangssprache angeeignet werden sollen? Das läßt sich mit Fug und Recht behaupten, daß auch die besten Uebersetzungen die Ursprünglichkeit, Einfachheit, Anmuth und Schlichtheit des Originals nie ersetzen können. Lassen sich z. B. folgende Worte einfacher und lieblicher wiedergeben:

Nibelung. Strophe 284: „Er dächte in sinem muote: „wie kunde daz ergân,
daz ich dich minnen solde?. daz ist ein tumber wân.
sol aber ich dich fremden, sô waere ich samfter tôt“.
ër wart von gedanken dicke bleich unde rôt.“?

Ohne Zweifel spricht uns die nachfolgende Stelle aus Parival im Urtext viel mehr an als die nebenstehende Uebersetzung:

„bogen unde hölzeln
die sneit er mit sîn selbes hant,
und schôz vil vogeles die er vant.
swénne ab ér den vogel erschôz,
des schal von sange ê was sô grôz.
sô weinde er unde roufte sich“,

u. s. w.

„Selbst schnitz er Bogen sich und Pfeile;
Und eifrig schoß nun seine Hand
Jedweden Vogel, den er fand —
Doch schoß er einen dieser nieder,
Der eh noch sang so süße Lieder,
So weint' er laut und raufte gar

u. f. w.

Gewiß, die herzbewegenden Gesänge von den Volkskönigen wie die lieblichen Klänge der Minne finden nur in dieser Sprache den angemessensten Ausdruck, und jede, wenn auch noch so getreue Uebersetzung muß als eine Abschwächung angesehen werden.

Ein besonderer Vorzug jener Sprache ist bekanntlich ihr Wohlklang. Darauf beruht zum nicht geringen Theile das Wohlgefallen an der klassischen Literatur des 13. Jahrhunderts. Und mit Recht spendet man der Schönheit jener Sprache so hohes Lob. Welch markige Kraft und welches Leben, welche Fülle offenbart sich darin! Der Ausdruck war elegant und mannigfaltig, die Schriftsprache wohlgebildet, die Darstellung höchst zierlich. Ueberall macht sie den Eindruck einer sehr cultivirten, edlen Sprache. Es war ja auch die Sprache des vornehmen Lebens, und die höchsten Stände, Könige und Fürsten, Adlige und Ritter, vor allem die hochgebildeten Hohenstaufen, trugen zu ihrer schönen edlen Entfaltung mit bei. Bekanntlich ist sie vorzugsweise die Sprache der Poesie.

Wie war man bestrebt, Vers und Reim zum rhythmischen und harmonischen Wohlklang durchzubilden! Die höchste Feinheit des Versbaues kam zur Erscheinung! Kenner sprechen ihr Urtheil dahin aus: Die Dichter des 13. Jahrhunderts sind in der Reinheit und dem Klange des Reimes unerreicht geblieben, in dem Reichthum und der Mannigfaltigkeit des Vers- und Strophenbaues stehen sie unsern neuern Dichtern nicht nach.

Unsre neuhochdeutsche Sprache hat freilich eine größere Geschmeidigkeit und Beweglichkeit als jene. Aber dieser Gewandtheit geht auch häufig eine Abgeschliffenheit und Abgestumpftheit zur Seite. Die Eleganz des Mittelhochdeutschen diente nie der Phrase, im Gegentheil: Form und Inhalt entsprachen sich stets. Und heute? Die allmähliche Verflüchtigung läßt sich sogar im Einzelnen nachweisen. Manche Wörter, welche ursprünglich eine hohe und edle Bedeutung gehabt haben, sind zu bloßem Klang und Schall herabgesunken. Wie inhaltsleer und dürftig ist unser hübsch, niedlich u. dergl. geworden. Bei andern hat eine Verdünnung des Begriffes stattgefunden, hat sich ein viel niedrigerer Sinn herausgebildet. So bezeichnete „ehrlieh“ ursprünglich eine Person, der man Ehre schuldete, also einen König und hohe Stände, mit einem Worte: einen vornehmen, hochgestellten, angesehenen, stattlichen, herrlichen Mann. Nach dem 30 jährigen Kriege verstand man unter ehrlieh eine Person, an der kein bürgerlicher Makel klebte und heute einen Mann, der im Handel und Wandel nicht betrügt.

Mit dem Ausdrucke: „Gefinde“ bezeichnete man ehemals das Gefolge des Königs, die am Hofe lebenden Edelleute. Jetzt lassen es Diensthofen nicht gern von sich gebrauchen. Andre Wörter werden im Widerspruch zu der ursprünglichen Bedeutung angewendet. Ich erinnere nur an Fell und Haut. Hingegen weisen auch einige Wörter, die anfänglich eine niedrige Bedeutung hatten, jetzt einen viel edlern Sinn auf.

Dieser kurze Hinweis auf die Wandelbarkeit der Sprache führt uns zu einem 3. Grunde, der für das Lesen jener Werke in ihrer Ursprache spricht.

Das sprachliche Vermögen eines Volkes unterliegt einer naturgemäßen Entwicklung. Die Sprache trägt deshalb nie den Charakter eines unveränderlich Feststehenden, sondern des werdenden, sonst würde sie todte Schriftsprache. Man vergleicht sie darum mit einem Organismus. Als solcher muß sie sich unaufhörlich verändern gleich den übrigen Organismen in der Natur. Wie nun jeder Organismus nur durch Kenntnis seiner Entwicklungsgeschichte völlig verstanden werden kann, so auch die Sprache eines Volkes. Damit soll jedoch keineswegs die Kenntnis der geschichtlichen Entwicklung unsrer Muttersprache auf Seiten der Schüler verlangt, wohl aber soll hiermit darauf aufmerksam gemacht werden, daß sich bei dem Gebrauch der Ursprache häufig ungesucht Gelegenheit bietet rücksichtlich der Syntax, der Flexion des Substantivs, Adjektivs und des Zeitwortes und der Etymologie das Gemeinsame wie das Unterscheidende zwischen Mhd. und Nhd. hervorzuheben, also die Anfänge der Sprachvergleichung zu lehren. Der Unterschied bezieht sich vorzugsweise auf die Vocale, auf die Diphthonge, sodann auf die Consonanten, die grammatischen Formen und Constructionen, auf das der Wortbildung zu Grunde liegende feinere Sprachgefühl u. s. w.

Sicherlich werden solche Vergleichen und Erörterungen, die stets das practische Ziel des Sprachunterrichts im Auge behalten, nie ohne Nutzen für unsre Schüler sein.

Man sagt nun: Althochdeutsch ist das unentbehrliche Fundament, auf dem sich die Einführung in das Mittelhochdeutsch nur vollziehen kann, folglich bedinge die Forderung, Mhd. in den Lektionsplan aufzunehmen, nothwendig auch die Forderung, dem Althd. einige Pflege angedeihen zu lassen. Dann ist auch Kenntnis des Gothischen, vielleicht des Alt- und Angelsächsischen, des Altnordischen, der Sanskritsprache von Nothen, ja, wer will die sprachliche Kette schließlich ausdeuten? Zu dem verleihen sorgfältig ausgearbeitete Grammatiken dem Mittelhochdeutsch Unabhängigkeit und Selbständigkeit neben dem Althd. Dunkle Stellen, besondere Schwierigkeiten bleiben auch für große Kenner der germanischen Sprache noch übrig. Wo die Beziehungen nothwendig scheinen, wo sprachliche und sachliche Erläuterungen zu geben sind, soll der Lehrer eintreten und das Verständnis vermitteln.

Während jedoch das Studium der classischen und der modernen Sprachen zunächst nur und vorwiegend die formale Bildung der Schüler bezweckt — der in den Werken jener Sprache gebotene Stoff ließe sich ja viel bequemer und in weit kürzerer Zeit aneignen — so entsteht bei Betrachtung des vorliegenden Gegenstandes die Frage: Ist die Erlernung der mittelhochdeutschen Sprache der Endzweck und der ganze Reichthum an poetischen Denkmälern das Mittel, oder treibt man umgekehrt mittelhochdeutsche Grammatik der Poesie wegen? Wir antworten unbedenklich: Es soll vornehmlich die Kenntniss der mittelhochdeutschen Poesie angestrebt werden. Obgleich dieses Ziel leichter erreicht werden kann als die Erlernung irgend einer fremden Sprache, so bietet doch nichtsdestoweniger auch Mhd. besondere Schwierigkeiten. Die Grammatik erfordert ebensowohl eine gewisse Pflege. Die Laut- und Flexionslehre ist deshalb in ihren Rudimenten unerlässlich und ein bestimmter Wortschatz wünschenswerth, zumal uns die Bedeutung vieler Wörter ganz abhanden gekommen ist. Genauer hierauf einzugehen, liegt nicht in dem Zweck dieser Arbeit, die bezüglichlichen Sprachlehren enthalten das Nöthige darüber.

Nachdem hier kurz betont worden ist, daß sich der Schüler die unumgänglich nöthigen grammatikalischen Vorkenntnisse aneignen müsse, berühren wir endlich noch die nicht unwichtige Frage in Betreff der Auswahl von Sprachproben. Alle Gebiete und Perioden zu durchwandern, ist bei der diesem Gegenstande so gar knapp zugemessenen Zeit nicht wohl durchführbar. Im Zeitraum von einem Jahre läßt sich in zwei wöchentlichen Unterrichtsstunden, die außerdem noch der Durchnahme der Literatur-Geschichte des Mittelalters gewidmet sind, gewiß nur ein kleiner Bruchtheil des reichen Stoffes bewältigen. Weil sich poetisch Werthvolles in Fülle vorfindet, so ist man in der glücklichen Lage, nicht nach Unbedeutendem greifen zu müssen. — Bei der Auswahl des Stoffes kann man zwei Wege einschlagen, je nachdem man beabsichtigt, entweder die ganze mittelalterliche Poesie in ihren Grundzügen, oder wenige Dichtungen, diese aber in möglichster Totalität zur Kenntniss und zur Anschauung der Schüler zu bringen.

Die letztere Richtung wird vertreten durch Wackernagel, Zarncke und Mönnich, indem dieser nur Nibelungen- und Gudrunlieder; Zarncke 38 Abenteuer aus den Nibelungen und Wackernagel Lieder aus den Nibelungen, ferner verschiedene Lieder Hartmann's, namentlich aber Walthers von der Vogelweide bringt. Viehoff dagegen bietet in 3 Abschnitten Proben aus der gesammten Poesie in folgender Gliederung: 1. Episches; 2. Lyrisches und 3. didaktische Poesie. Wir möchten der von Viehoff getroffenen Auswahl den Vorzug geben, weil er in seinem Handbuche alle Perioden berücksichtigt und aus diesen das am meisten Charakteristische bietet. Auch ist bei den hervorragenden Dichtungen der Lehrstoff im ziemlichen Umfange dargeboten. Und ist dieser Theil jener theuern Zeugnisse erst geistiges Eigenthum des Schülers geworden, so ist er später im Stande, auch die andern, ihm zugänglichen Dichtungen ohne größere Schwierigkeiten aufzufassen. Schulausgaben, wie sie Bartsch bearbeitet, indem er z. B. in einem Büchlein 188 Lieder Walthers von der Vogelweide darbietet, möchten wohl nicht zu empfehlen sein.

Mögen denn diese wenigen Blätter veranlassen, daß wir in unsern Schulkreisen horchen auf die Stimme der Vergangenheit und nicht vergessen der Zeit wunderbarer Entfaltung der schöpferischen Kräfte der Väter. Die köstlichen Produkte unsrer Literatur mögen das poetische Interesse der Jugend wecken und beleben und dazu dienen, uns die Tiefen der deutschen Völkerseele, die geheimsten Freuden wie das tiefinnerste Leid der Vorfahren, die Zartheit und Unbefangtheit germanischen Wesens zu öffnen.

Ich schließe mit dem Wunsche, daß es dieser Arbeit gelingen möge, die Zahl der Freunde der mittelhochdeutschen Sprache zu mehren und die Bekanntschaft mit den in dieser Sprache niedergelegten Werken zu fördern.